

Julian Kornhauser

*Auszug aus der Erzählung „Dom, sen i gry dzieciece. Opowieść sentymentalna“ („Haus, Traum und Kinderspiele“). Kraków 1995, S. 1-15, 20f. u. 59-65**

Es war eine andere Welt, noch nicht ganz ergründet und noch deutlich in einer vergangenen Zeit verhaftet. Ja, dieses Zeitalter Schlesiens war mit dem Ende des Krieges nicht ganz untergegangen. Dort, wo J. wohnte, waren keine großen Veränderungen zu spüren. Alles war beim alten geblieben. J.s Mutter sprach noch lange in schlesischer Mundart und konnte auch gar nicht anders. Ihr polnischer Schreibstil war nicht zu vergleichen mit ihrem immer korrekten, wenn auch nicht übermäßig farbigen Deutsch; hatte sie doch ihre Bildung an einer mehrjährigen Grundschule deutschen Typs erworben, in der man mehrmals in der Woche Polnisch als Fremdsprache unterrichtete. Hier, in der Rybnicka-Straße, vermischte sich die deutsche Sprache mit der schlesischen Mundart, und die Polen aus den Gebieten hinter dem Bug brachten in diese harte, grob-hölzerne Sprache ihren singenden Akzent und ihre weiche Sprachmelodie ein. Und niemand war sonderlich erstaunt, wenn J.s Mutter, die sich oft in Gesellschaft von Lembergern befand, plötzlich vom Dialekt ins Hochpolnische wechselte, freilich nur dem Namen nach, denn sie tat dies in der Variante der östlichen Randgebiete; so daß sie von Leuten, die sie nicht kannten, bald nicht als Einheimische behandelt wurde. J.s Mutter beließ es dann auch mit einem Lächeln bei diesem Mißverständnis. Doch die Sprachprobleme nahmen überhaupt kein Ende.

Das Deutsche, insbesondere aber seine grammatischen Tücken, schlichen sich noch lange ein in J.s Sprache, die er innerhalb der Familie gebrauchte. Seine Mutter übernahm durch den Gebrauch der schlesischen Mundart nicht nur verhunzte Wörter in ihr Polnisch, das sie nach dem Krieg in diesem Haus gelernt hatte, sondern vor allem auch viele grammatische Fehler. Am hartnäckigsten hielt sich und am schwersten auszumerzen war die Verwendung des Akkusativs bei der Verneinung. Auch J. selbst hat noch sehr lange Sätze von der Art ‚Ich esse nicht Kartoffeln‘ gebraucht, und als er dann schon in der Grundschule war, schämte er sich sehr, wenn die Lehrerin, die reizende Frau Blockowa, ihn verbesserte: „Warum sagst du ‚einfärben‘? Merk dir, es heißt ‚färben‘.“

Und ob J. sich das gemerkt hat! Schließlich war es das erste Mal, daß ihn jemand so nachdrücklich auf den Unterschied zwischen der gramma-

* Aus dem Polnischen übersetzt von Kirsti Dubeck, Leipzig.

tischen Welt zu Hause und der schulischer Korrektheit aufmerksam machte. Fortan fing auch er an, seine Mutter zu verbessern, ohne darüber nachzudenken, woher ihre Fehler kamen. Vater mischte sich nur von Zeit zu Zeit in diese grammatikalischen Wettkämpfe, denn der Ausgang interessierte ihn nicht sonderlich. Er sah das mit den Fehlern nicht so verbissen, obwohl ihm daran lag, daß im Hause eine ausgewogene Sprache vorherrschte, die sowohl von den Familienmitgliedern gebilligt wurde als auch von Fräulein Herischek und, nicht zu vergessen, von den Mädchen, die im Laden und der Waschküche aushalfen, sowie von den Nachbarn und Kunden aus den Einfamilienhäusern wie den Familokis der Arbeiter. Die Gleiwitzer Familoki in der Rybnicka-Straße hatten im übrigen einen gänzlich anderen Charakter als die in Königshütte. Die in Gleiwitz zeugten von einem gewissen Wohlstand und gewissem Ehrgeiz ihrer Einwohner. Sie waren viel größer, mindestens ein Stockwerk höher, gepflegter und besaßen nicht solche ärmlichen, beinahe provinziellen Höfe mit Klos, Taubenverschlagen und aus häßlichen Brettern zusammengebauten Karnickelställen. Sie ähnelten eher Mietshäusern mit Fenstern zur Straße. Aus den Fenstern, und damit unterschieden sie sich nicht von den anderen, schauten, bequem auf ein Kissen auf dem Fensterbrett gestützt, ältere und jüngere Frauen. Diese Art von Besichtigung fand täglich statt; sonntags, nach der Messe, noch häufiger aber nach dem Mittagessen, währten sie doch immer am längsten. Auf diese Weise erholten sich die Frauen nicht nur, sondern zelebrierten damit auch ein uraltes Ritual, durch das sie sich als ein Teil der Stadt und des Viertels fühlen konnten.

Im Hause in der Rybnicka-Straße befand sich auch ein Taubenschlag, ein Überbleibsel vom Onkel, dem Fleischer. Er hatte sicher nicht lange überlebt, denn J. konnte sich nicht erinnern, daß sich Tauben in seiner Kindheit für lange eingemistet hätten. Aber wer hatte sie zum alltäglichen Flug nach draußen gelassen? Wer war zum Füttern die Leiter hinaufgeklettert und hatte die weißen, glatten Federn gestreichelt? Der Vater etwa, der so gar nicht in diese Taubenlandschaft paßte? Oder vielleicht eher der Cousin mit den ständig aufgeschlagenen Knien? J. saß breitbeinig auf dem Dach, hielt sich am Griff des Schornsteins fest und lauschte dem Gurren der Tauben, deren hübsche runde Äuglein sich wie auf einer Feder drehten.

Diese Epoche war nicht untergegangen und signalisierte noch lange ihre Andersartigkeit, auch wenn sie, die etwas emanzipierteren Bewohner des Hauses in der Rybnicka-Straße, ihr nicht vertrauen wollten.

Natürlich spielte J. weiterhin mit seinen Altersgenossen aus den Familoki, und sie waren zum überwiegenden Teil Söhne von Bergarbeitern, doch fühlte er immer häufiger, daß diese Andersartigkeit nicht Schlesien als existentiellen Raum generell betraf, sondern nur seine Familie und ihn

selbst. Diese Epoche, deren verlängertes Bestehen J. zwei, drei, vielleicht auch noch mehr Jahre nach dem Krieg beobachtete, tolerierte auch, wenn auch auf ihre Art nun nur bis zu einem gewissen Grade, die Welt der hiesigen oder auch der auf einmal zugereisten Juden. Diese Mischung, die so charakteristisch für jedes Grenzland ist, hatte in der Gleiwitzer Szenerie einen gewissen wunderlichen, nicht nur exotischen Beigeschmack, sondern auch etwas Theatralisches, Gekünsteltes. Es war hauptsächlich eine Traum-Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, die eigenen Gesetzen gehorchte, in der die Zeit von der Norm abwich und alles, was geschah oder geschehen sollte, seinen freieren Rhythmus hatte: Die Menschen gingen langsamer, die Lichter erloschen später und die Türen der Geschäfte schlossen sich erst spät in der Nacht.

Zu diesem Traum gehörten auch die Juden. Die Juden im Hause von J. – der Vater, die Tante und deren Mann – und die Juden aus den angrenzenden Straßen und aus der Stadtmitte. Sie kannten einander alle, ohne Ausnahme. Nicht, weil die jüdische Gemeinde so klein war, sie zählte zwar nicht übermäßig viele Gläubige, obwohl sie, wenn man es objektiv betrachtete, recht zahlreich war, sondern deshalb, weil alle aus irgendeiner höheren, metaphysischen Notwendigkeit heraus zusammenhielten. Es war eine sonderbare Gemeinschaft. Sonderbar, weil sie Menschen verschiedener Schichten und Berufe vereinte, vom Beamten bis zum Milchmann. Sie waren vielleicht nicht allzu gebildet – viele hatten Bildung nur in der Chederschule der Vorkriegszeit erfahren –, aber sie zeichneten sich durch einen einmaligen *élan vital* und einen beneidenswerten Instinkt des Selbstschutzes aus, der ihnen erlaubte, die zahlreichen Rückschläge und Demütigungen ganz ohne jeglichen Streß zu ertragen. Diese Handwerker und Milchmänner sorgten sich vor allem darum, daß ihre Kinder Wissen erlangten und sich so schnell wie möglich von ihnen losrissen, von der Umgebung, die von der alten, verfluchten Epoche gekennzeichnet war. (...)

Die Kinder wuchsen bereits in einer anderen Atmosphäre, in einer anderen Umgebung auf, in einer Epoche nicht nur des absoluten Mißtrauens, sondern auch des Zweifels. Die Eltern gehörten zu einer Welt, die aufgehört hatte zu existieren. Ja sie selbst schienen nur noch ein Schatten, ein Widerschein dieser Wirklichkeit zu sein. Noch gefangen in der Tradition, wenn auch nicht so streng und eng, gaben sie mit der restlichen Kraft die für sie selbst unbegreiflichen Bedeutungen in rudimentärer Form weiter, indem sie den ungeschriebenen Willen ihrer Väter oder besser der transzendentalen Natur Israels erfüllten. Die Kinder verstanden die Bräuche bereits nicht mehr, und, was das Wichtigste war, sie wollten sie nicht verstehen. Sie waren dem gleichmachenden Druck der Zeit aus-

gesetzt. Die Väter waren es, die von Zeit zu Zeit in den Tempel gingen, auf hebräische Lettern auf vergilbten Seiten starrten und mit freudiger Begeisterung beteten. Ihre Söhne schämten sich schon dieser Inbrunst und irgendwelcher verklungener Konspiration.

Während seiner Gymnasialzeit in Gleiwitz, und auch schon früher, als er noch die Grundschule besuchte, hatte J. nicht nur kein Interesse an der jüdischen Herkunft seiner Mitschüler, er wußte überhaupt nichts davon. Diese Unwissenheit entstand nach und nach aus der Ablehnung *jener* Tradition, aus der fehlenden Motivation, heikle Themen zu berühren. Kein heikles Thema war die deutsche Herkunft einiger Mitschüler, wie die Teichmanns, weil das ein natürlicher und nie negierter Teil des schlesischen *compositum* war. Außerdem interessierten ihn diese Dinge überhaupt nicht. Beschäftigt sich denn ein Kind mit solchem Unsinn, und was könnte das in dessen Leben verändern? Nie im Leben käme es auf die Idee, darüber nachzudenken, ob Kwaśniewski, der Sohn des beliebten Zahnarztes, etwas mit dem Milchmann Bettman gemeinsam hat. Irek war ein guter Kumpel zum Fußballspielen, nichts weiter. Ihm gab das heimliche Gezischel der Eltern nicht zu denken. Das erste Mal, daß sich die versteckten, scheinbar nichts zu bedeutenden Signale mit aller Macht zu erkennen gaben, war erst dreiundzwanzig Jahre nach dem Krieg, zu dem Zeitpunkt, als J. Schlesien verließ. Mal um Mal erfuhr er von den Ausreisen seiner ehemaligen Mitschüler. Es schnürte ihm fast die Kehle zu. Nein, nicht wegen der erzwungenen Fluchten, sondern aus Verwunderung darüber, daß gerade sie ausreisten. Die, die nicht einmal von der Existenz Bettmans und seines klapprigen Fuhrwerks wußten. Die, die mit J. auf dem Grunwaldplatz Fußball spielten und über die Unbeholfenheit von Guzik lachten. Aber jemand muß sie ausersehen haben, jemand muß ihnen Schlesien seit langer Zeit aus dem Kopf geschlagen haben. Als J. erfuhr, daß einer der Flüchtlinge, Adaś Szyling, während des jüdisch-arabischen Krieges ein Bein verloren hatte, verstand er die ganze Ratlosigkeit seiner Schulbildung. Man hatte ihn eine feste Haltung gegenüber dem Leben und der Vielfalt gelehrt, aber die Wirklichkeit hatte andere, rücksichtslosere Lösungen parat.

Das war das Ende seiner Welt und seines Schlesien. (...)

Wann hatte J. Zuckerman zum ersten Mal gesehen? Das war im Sommer, Anfang der sechziger Jahre. J. kehrte gerade aus den Ferien zurück, die er mit den Eltern in Wisła-Jawornik verbrachte hatte, einer bezaubernden kleinen Ortschaft im Teschener Schlesien, wohin man sommers wie winters fuhr.

Zuckerman saß auf einem Abfallkübel und sang jüdische Weisen. Sein grauer, zerzauster Bart sah aus wie ein einsames Segel irgendwo auf dem

Baikal. Einige Personen warfen ihm etwas Kleingeld von den Balkonen. Die Geldstücke waren in Papierfetzen eingewickelt, fielen also schwerer, genau vor die Füße Zuckermans. Aber Zuckerman eilte nicht. Er sang mit geschlossenen Augen, von Zeit zu Zeit den Hut abnehmend, den er sich auf die Knie legte. Nach irgendeiner Sangesphrase setzte er den schwarzen, steifen Hut wieder auf und jammerte grauenvoll weiter.

J. schaute aus dem Fenster auf den sonderbaren Ankömmling. Er verblüffte ihn von Anfang an. Schnell lief er die Treppen hinunter und ging auf den Hof.

– Na, was ist? – fragte Zuckerman.

– Es ist, weil ... – murmelte der Junge.

Zuckerman sprang vom Kübel auf, klopfte sich den Staub ab, streifte sein geflicktes Sakko glatt, richtete die zerknitterte Rose im Knopfloch und begann von der Erde die in Papier oder Zeitung eingewickelten Geldstücke aufzusammeln.

– Etwas dünn. Wahrscheinlich komme ich nicht mehr her – sagte er mehr zu sich als zu J.

– Wohnen Sie in Gleiwitz? – faßte der Junge Mut. – Und vielleicht sind Sie von irgendwoher gekommen?

– Weiß ich's? Vielleicht bin ich aus Gleiwitz, vielleicht aber auch aus Krakau, oder aber aus dem Himmel. Ist das nicht einerlei? Wo ich wohne? Gute Frage. Ein bißchen hier, ein bißchen dort, aber eigentlich nirgendwo. Was heißt das, wohnen? Ein eigenes Bett haben? Einen eigenen Winkel? An einem Tisch sitzen? Wenn dem so ist, dann wohne ich nicht. Ich ziehe umher. Ich ziehe die ganze Zeit umher. Dieses Umherziehen ist stark wie ein wilder Ochse. Verstehst du? Ich habe lieber einen Spatz in der Hand, als zehn Hirsche auf dem Feld. Was, Umherziehen ist kein Wohnen? Du wunderst dich, daß Zuckerman so spricht. Aber es ist so. Ich muß immer woanders sein. Du fragst mich, warum? Weil es an jedem Ort anders ist. Andere Menschen, anderes Geld. Die einen lachen, die anderen weinen. Git.

J. lauschte diesen Worten wie der schönsten Mär. Nie zuvor war ihm ein solcher Mensch begegnet. Er betrachtete ihn wie einen Ankömmling aus irgendeinem kuscheligen Traum. Sein vollgestopfter, speckiger Rucksack erinnerte an wundervolle Geschichten voller gefährlicher Abenteuer, verschlungener Gänge und sehr tiefer Höhlen, in denen laute Echos Dutende Feldmäuse weckten und auffliegen ließen.

J. folgte Zuckerman auf Schritt und Tritt.

Ja – sagte Zuckerman mit seinen zu großen Schuhen schlurfend – jeder denkt, daß es Zuckerman gut hat. Er singt vor sich hin, sammelt eine Menge Geld und ist aller Sorgen ledig. Oje, wer so spricht, phh, hat kei-

nen Verstand! Wenn du wüßtest! Von wegen, keine Sorgen! Lauter Sorgen. Etwas essen, um nicht hungrig zu sein. Jemanden treffen, damit ich zufrieden bin. Und was denkst du? Das Leben ist Befriedigung. Wenn ich singe, sehe ich nichts. Ich sehe nicht die Zwietracht, den Mumpitz, die schlechten Menschen. Und was sehe ich, wenn ich nicht singe? Müll. Überall Müll. Mülltonnen, Abfälle, schmutzige Katzen. Aber du denkst sicher, Zuckerman ist meschugge und lebt im Dunkel. Oh nein, für mich ist die Dunkelheit keineswegs etwas Besonderes. Ich liebe die helle Welt und das helle Leben. Aber wo finde ich das? Ich freue mich, wenn das Fuhrwerk in Bewegung und ihm ein Pferd vorgespannt ist. Willst du wissen, warum? Weil das die Normalität ist. Das Gewöhnliche. Und ich verstehe das. Das ist kein Schwindel. Ich habe das in meiner Kindheit gesehen. Da war es auch so. Das, was sich nicht ändert, ist hell und gesund. Verstehst du? Ich muß mir darüber keine Gedanken machen. Ein Pferd, auf dem Fuhrwerk ein Fuhrmann und git, alles gut. Ach, und dann diese Düfte, das Stroh, das Heu und die quietschenden Räder, die, obwohl sie alt sind, nie auseinanderbrechen. Ich setzte mich auf einen solchen Wagen und fahre drauf los. Weit, vielleicht aber auch nicht so weit. Aber vorwärts. Dort wartet immer etwas. Ein Stückchen Brot, andere Aussichten. Alles fließt, wie die Griechen sagen. Du sitzt auf dem Wagen und siehst, daß nichts gleich ist. Verstehst du? Jedes Mal eine andere Straße, ein anderer Mensch, anderes Gras, anderes Glück und Unglück. Das ist gut. Wozu an einem Platz hocken? Wenn du auf einem Platz hockst, hast du verspielt. Du kannst nicht unterscheiden, was wahr und was falsch ist. Alles gerät durcheinander. Wenn du unterwegs bist, hast du einen Vergleich. Hier klein und hier groß. Dort böse und hier gut. Ich liebe es, Zug zu fahren. Ich drücke mich in die Ecke am Fenster und schaue. Besonders in der Nacht. Am Himmel alles voller Sterne, auf der Erde Sterne in den Häusern. Hinter der Scheibe atmen alle Menschen, wie sie sind. Der glückliche Schneider, der eine schöne Frau hat. Der arme Arbeiter, in die Flasche starrend. Haus um Haus, Leben um Leben. Hier warm, dort kalt. Und ich selbst im Zug. Wie die beleuchteten Häuser vorbeihuschen, denke ich bei mir: Das ist nicht wahr, daß ich hier reglos sitze und daß die Menschen in diesen Häusern sitzen und stöhnen. Sie durchqueren auch Zeit und Raum, wie der Zug mit mir. Ich sehe sie nur einen Moment lang. Und sie können nur einen Moment lang an mich denken. Wenn das alles in Bewegung ist und auch für den Moment, dann heißt das, daß daran nur wenig wahr ist. Was, ich spreche unrecht? Wenig Wahres, weil ohne mich. Ohne meine Teilnahme. Und ist denn jemand in der Lage, bei jedem einzelnen zu sein? Ist das möglich? Es ist nicht möglich. Ich kann nur schauen. Aber wenn ich singe, habe ich die Augen geschlos-

sen. Dann schaut das Lied für mich. Es sieht etwas anderes. Und es erzählt mir davon. Was ich davon habe? Freude? Vergnügen? Nein, keine Freude und kein Vergnügen. Für mich ergibt sich daraus eine Pflicht. Willst du wissen, welche? Die Pflicht des Seins. Dann fühle ich, daß ich bin, unabhängig davon, ob es jemand will oder nicht. Mich gibt es wirklich, weil andere mich sehen und hören. Siehst du, selbst du gehst hinter mir her, wie ein Fohlen der Stute. Befehle ich es dir? Wohl nicht. Du willst es selbst. Etwas zieht dich zu mir. Stimmt's?

– Herr Zuckerman, suchen Sie nach etwas?

Gute Frage. Kann ich etwas suchen? Was suche ich? Es geht nicht ums Suchen. Wozu suchen? Alles ist um mich herum. Ich brauche nur die Hand auszustrecken. Wenn ich an einem neuen Ort bin, fühle ich nicht, daß ich eine neue Wahrheit gefunden hätte. Ein neuer Ort ist ein neuer Antrieb. Eine neue Welle durchströmt mich. Du hast einen anderen Atem. Deine Haut kribbelt anders. Anders kratzt es dir im Hals. Du gehst also, weil dich etwas treibt. Dein Herz sagt dir – geh! Oh Gott, wer versteht das? Ich war vor kurzem in Siemianowitz. Weißt du, wo Siemianowitz liegt? Na, gut. Ich bin also in Siemianowitz, stehe vor irgendeiner Kneipe, drinnen Geschrei, Gezänk. Ich sehe hinein, alle schauen mich an und verstummen. Ich singe leise vor ich hin, aber so, daß sie mich hören. Und? Sofort verstummen alle. Niemand erhob die Stimme. Als ob ich etwas Gutes gesät hätte. Die Musik? Die Musik auch. Aber es ist noch etwas mehr. Worte? Niemand von ihnen verstand diese Worte. Siehst du, es reicht, zwischen die Menschen ein gutes Korn zu säen. Was sage ich! Es reicht, zwischen die Menschen zu treten und sich ihnen zu geben. Gleich löst sich die Spannung. Nein, ich suche nicht. Sie suchen mich. Nicht Zuckerman als solchen, wie du ihn jetzt siehst, schmutzig und zerlumpt. Sie suchen, wenn auch ohne es zu wissen, was in mir ist. Ich bringe ihnen Läuterung. Sie erinnern sich ihrer Sünden. Ich verzaubere sie. Zumindest für den Augenblick. Nun, Zuckerman ist schon jemand. Du weißt schließlich davon. Zuckerman überschreitet Grenzen. Zuckerman, das ist kein dummer Jude, wie die Alte aus der Kozielska-Straße sagt.

J. hörte diesen Worten zu, ohne zu wissen, ob sie wenigstens einen Funken Wahrheit enthielten. Zuckerman schien der Zwillingbruder des Milchmanns aus der Rybnicka-Straße zu sein, wenigstens erinnerte er an einen Doppelgänger, einst mit Aquarellfarben gemalt.

Zuckerman zog weiter: – Mein Bruder ist in Amerika. Er wollte es so. Er wanderte aus, und weg war er. Was will er von diesem Amerika? Er wohnt am Hudson-River. Er verkauft dort irgendwas, ihm geht es nicht schlecht. Aber wozu ist er weggefahren? Ging es ihm hier nicht gut? Er hatte einen Laden, er hatte eine Wohnung, und seine Frau erfüllt ihm je-

den Wunsch. Er sagte, er sei nicht an seinem Ort. Was soll das bedeuten? Bin ich an meinem Ort? Ich weiß nicht einmal, wo dieser ist. Ich suche keinen Ort. Nicht der Ort ist wichtig, sondern ich selbst. Dieser Ort ist hier, in mir. Das muß man verstehen. Andernfalls lauf mit dem Tschulent zum Bäcker. Amerika! Große Sache! Ich habe hier doch dasselbe. Vielleicht ist es hier dunkel und Tumult überall, aber die Kappara sucht sich ihren Platz nicht aus. Es gibt solche und solche. Ich dränge mich zwischen sie und lausche. Dann dieses Spiel in mir. Wie liebe ich dieses Spielen! Nichts ist so gut wie die ruhige Musik. Siehst du, die anderen wollen, daß alles um sie herum spielt, daß ein großes Brausen ist, irgendwelches Gefunkel und Geknalle. Doch ich nicht! Es soll in mir spielen und aus mir soll es herauskommen. Aber es sind wenige, die das begreifen. Alles ist so verwirrt. Vielleicht sollten die Menschen nicht sprechen? Wenn die Welt nur wie ein eindimensionales Bild wäre, mit Farben und Perspektive, aber ohne Stimmen, wäre das nicht schlecht. Du würdest ihm nur Klänge hinzufügen. Du würdest für die anderen sprechen. Na, ist es nicht so?

Ob das J. gefallen könnte? Und selbst wenn, es hätte keine Bedeutung, denn Zuckerman gehörte einer ganz anderen Wirklichkeit an. Man konnte sie bewundern, aber der Zutritt war verboten. Zuckerman versuchte seine unwirkliche Existenz zu rationalisieren. Das erstaunte den Jungen. Also kann man sich auch so verhalten? Und das ist nichts Schlechtes?

Im selben Jahr traf er Zuckerman noch einmal. Das war im Gleiwitzer Palmenhaus, in diesem eigenartigen, phantastischen Winkel, der überhaupt nicht in die Umgebung paßte. Zuckerman saß auf einer einfachen Bank zwischen zwei gewaltigen Kakteen. Sein Bart schien dem Jungen noch grauer. Er schaute mit unruhigem Blick auf das Wasser, das mit weißen glockenförmigen Lilien bedeckt war. J. stand neben ihm und versuchte ein Gespräch zu beginnen. Doch Zuckerman schwieg. Nur von Zeit zu Zeit brummte er etwas in den Bart hinein. Es sah aus wie „El mole rachmin“, aber J. war sich nicht sicher.

Was schaust du auf den alten Zuckerman? Wunderst du dich, daß ich mir hier den Rücken wärme? Ich fühle mich wie ein Geächteter. Und jetzt? Ich lebe kaum noch. Ich reiße die Füße vom Boden los, versuche zwischen sie zu gehen, aber der Kopf schlägt an eine Mauer. Ich verstehe nichts. Ich sage laut „sholem alejchem“, niemand antwortet. Was will er? – höre ich ringsumher. Wie, was will er? Liebe. Schließlich schlage ich mich nicht um die heiligen Reste vom Teller des Zaddik. Sie schließen sich ein, es ist schwer, etwas zu fragen. Pausenlos kommt jemand zu mir. Er will kein gutes Wort, sondern fragt, was ich hier mache. Ich sehe seine Augen nicht, nur die bösen Lippen. Es beginnt ein schreckliches Gedränge. Die Männer und Jugendlichen in schmutzigen Hemden sehen aus wie

Matrosen, die auf die Rekrutierung warten. Ihre Blicke sind wenig zuversichtlich und widerwillig. Sie zucken mit den Achseln, lächeln nicht. Ich beginne das Gespräch, als ob ich eine kleine Schachtel mit einem Apfel¹ in der Mitte zum Laubhüttenfest tragen würde. Nichts, dumpfe Stille. Was ist mit ihnen passiert? Hier in Schlesien zeigten die Menschen Reue, nicht nur am Jüngsten Gericht. Dicker Ruß hatte in ihren Köpfe Einkehr gehalten. Ich bin hier allein. Das Leben ist schwer. Der Ruß bedeckt die Felder, die Linden und die Gräber der Juden. Du kannst schon die hebräischen Inschriften im Marmor nicht mehr lesen. Du liest Ruß. Ich weiß, warum die müden Schlesier schweigen und nicht zuversichtlich dreinschauen. Sie wollen ausreisen. Sie haben genug von diesem Ruß. Sie werden immer weniger. Siehst du, wie sie fliehen? Sie fahren ins Reich, weil sie den Ruß ausspeien wollen. Aber speien sie den ganzen aus? Sie fahren fort, ich bleibe. Man könnte lachen. Dummer Jude, was? Aber ich kann diese Erde nicht verlassen. Auf jedem Stein ist meine Spur und die meiner Familie. Ein Hund heult los, und ich denke, das ist die Stimme der Vergangenheit. Ich sitze an der Klodnitz, schaue auf die Weidenkätzchen und sehe den kleinen Chaim, wie er auf der Wiese Purzelbäume schlägt, und höre den kräftigen Gesang des Kantors. Hier wachsen diese Stimmen überall. Hier überall hören die kleinen Juden nicht auf, Purzelbäume auf der Wiese zu schlagen. Woanders hätte ich die Klodnitz nicht und ich würde nicht diese Stimmen hören. Ohne sie bin ich wie ein Zaddik ohne seine Schüler. Und jene Schlesier, die ausreisen? Ihre Gärten leben weiter, ihre Großeltern sitzen auf den Bänken vor den Häusern, als ob sich nichts geändert hätte. Die Sonne schleicht sich in die Ställe und enthüllt immer wieder dieses Gequieke, denselben Geruch. Sie wechselt nur die Wohnung. Und ich? Ich mußte meine eigene Haut wechseln und das, was ich im Inneren habe.

Zuckerman verstummte plötzlich und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Im Palmenhaus im grellen Licht, in der schwülen, subtropischen Luft waren nur Stimmen unsichtbarer Tiere, das Rauschen des fließenden Wassers und das Rascheln der Blätter zu hören. J. wußte schon, daß etwas zu Ende gehen würde. Zuckerman schrumpfte auf die Größe eines Sequoia-Zapfens zusammen. Sein Spiegelbild im grünen lebendigen Wasser zerspritzte in alle Richtungen.

Ob Zuckerman tatsächlich im Dickicht der Palmenbäume verschwand? Ob er tatsächlich dort entschwand und für immer zerfloß? In jedem Fall

¹ Normalerweise wird diese Zeremonie mit einem Etrog, einer Limonenart, durchgeführt. War diese Frucht jedoch nicht verfügbar, ersetzte man sie auch bisweilen durch einen Apfel (Anm. d. Übers.).

tauchte er von diesem Augenblick an nicht mehr auf. J. sah manchmal sein im Mondlicht glänzendes Gesicht, wenn er sich schlafen legte. Nie mehr erklang seine wohlklingende Stimme. Der Gesang Zuckermans erstarrte in einem Augenblick. Als Zuckerman vom Erdboden verschwand, hörte Schlesien auf zu singen. Nun, nicht wirklich, es sang weiter seine schalkhaften Geschichten von den Mädchen aus Koschentin, aber andere Noten konnte es nicht spielen.